

Hubert Fehr: Germanen und Romanen im Merowingerreich. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Bd. 68. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2010. 806 S. EUR 129.95. ISBN 978-3-11-021460-4.

Vorgelegt wird eine vor- und frühgeschichtliche Dissertation aus Freiburg mit ungewöhnlicher Themenstellung. Es geht nicht nur um das Problem „Germanen und Romanen“, sondern auch um die politische Instrumentalisierung der beiden Begrifflichkeiten. Eine Arbeit, die in dieser Form sicher nur vor dem Freiburger Hintergrund der kritischen Sicht auf die ethnischen Deutungen in der Vor- und Frühgeschichte entstehen konnte. Einen ersten Einblick in seine Thesen zur Interpretation des „Germanischen“ in Bestattungen des frühen Reihengräberhorizonts als Zeichen unterschiedlicher Einflüsse auf die Grenzregionen des spätrömischen Reiches gab Fehr bereits 2008 im Ergänzungsband 57 derselben Schriftenreihe. Nun liegt sein ausgearbeitetes Werk vor.

Bereits in seiner Einleitung beleuchtet Fehr das Problem des Germanenbegriffes, der vor allem von Jörg Jarnut im Hinblick auf die großen Unterschiede zwischen den antiken und den modernen Bedeutungsebenen grundsätzlich in Frage gestellt worden ist. Diese Verwendungsproblematik dehnt Fehr auch auf den Romanenbegriff aus und stellt die Gesamtheit ethnischer Zuweisungen besonders in der Frühmittelalterarchäologie auf den Prüfstand. Dabei konstatiert er eine „Stagnation“ sowie ein „Verdrängen und Vergessen“ um die kritische Sicht auf ethnische Zuweisungen (S. 9) und beklagt die methodischen Grundlagen der ethnischen Interpretation „auf vermeintlich sicheren Fakten aus den Nachbarwissenschaften“, aus denen sich ein „schwer zu entwirrendes Geflecht von Zirkelschlüssen und wechselseitigen Abhängigkeiten“ (S. 10) ergeben habe. Im Bereich der forschungsgeschichtlichen Aufbereitung der Instrumentalisierung der Vor- und Frühgeschichte während der Zeit des Nationalsozialismus sieht der Verfasser eine weitere Problematik, die er nun aufbrechen will.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen inhaltlich die Fragen des so genannten Reihengräberhorizonts mit dem angenommenen Antagonismus germanisch/romanisch und die Wissenschaftsgeschichte der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zunächst setzt sich Fehr mit dem Germanen- und Romanenbegriff auseinander. Neben dem im Frühmittelalter außer Gebrauch kommenden tateischen Terminus „Germanen“ wird in den zeitgenössischen Bezeichnungen zunächst derer der „Franken“ wichtig. Als Ergebnis darf für die Frühzeit festgehalten werden, dass nicht klar zu formulieren ist, ob mit der Fremdbezeichnung „Franken“ auch ein entsprechendes Selbstverständnis verbunden war. Dies gilt gleichermaßen auch für die Alamannen.

Die Diskussion um so genannte salische und ripuarische Franken sieht auch Fehr so offen, wie sie zurzeit ist (S. 32 f.), auch wenn er sich weiter unten auf die – allerdings nicht unwidersprochen gebliebenen – Positionen von Matthias

Springer zurückzieht (S. 167f.). Ähnliches wie für „Germanen“ und „Franken“ ist auch für die Romanen festzustellen, nämlich ein „Fließen“ der Bedeutung und der zu bestimmten Zeitabschnitten mit dem Begriff umschriebenen Bevölkerungsgruppen. Entsprechend deutlich fällt Fehrs Kritik an den manchmal allzu tendenziös gefassten historischen Epochenabgrenzungen aus, von deren Abhängigkeiten sich auch die vor- und frühgeschichtliche Forschung lange nicht absetzen konnte (S. 41–52). Besonders gut lassen sich die Deutungsprobleme im ausführlich beschriebenen Werk von Alfons Dopsch beobachten und in den Reaktionen auf dessen Werk, so z. B. von Hermann Aubin. Dem Einfluss der durch die Erforschung von Gräbern dominierten Archäologie auf die Deutung von Siedlungsbefunden und den daraus erwachsenen Abhängigkeiten auch auf die historische Deutung sowie der „Völkerwanderungszeit“ als Zäsur im wissenschaftsgeschichtlichen Sinn, sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

Bei seinen Ausführungen zur Sprachgrenze zwischen „Germanen“ und „Romanen“ betritt Fehr nun das ihm im Kern interessierende Gebiet, wenn er die Deutungshoheiten analysiert und den „Sprachnationalismus“ vor allem des 19. Jahrhunderts beschreibt. Ein Problem der Rekonstruktion vor- und frühgeschichtlicher Sprachzustände ist jedoch ihre fehlende absolutchronologische Fixierbarkeit. Daraus folgt, dass auch die Bezugnahme auf sprachlich gebundene ethnische Gliederungen von archäologischer Seite kritisch unter die Lupe genommen werden muss. Ein wissenschaftlicher Irrweg sind die Versuche einer anthropologischen Unterscheidung zwischen Germanen und Romanen. Diesen ideologisch belasteten Theorien um die Rassenforschung widmet Fehr breiten Raum (S. 97–125). Von archäologischer Seite sind die damit verbundenen Inhalte vollkommen zu vernachlässigen. Dennoch ist es erstaunlich, dass auch weit aus der Nachkriegszeit von Fehr noch Beispiele profunder anthropologischer Gliederungen archäologischen Fundstoffs überhaupt angeführt werden können, so zum Beispiel aus der germanischen Alamannia oder aus Bayern, wo man glaubte, mediterrane Typen von den frühmittelalterlichen Gruppen scheiden zu können.

Ein Minenfeld aus historischer aber auch aus archäologischer Sicht tut sich mit der Entwicklung des kulturellen Gegensatzes zwischen „Germanen“ und „Romanen“ auf. Direkt verbunden mit der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kreierte Behauptung einer Überlegenheit der germanischen Kultur sind auch Auswertungen im Rahmen der Gräberfeldarchäologie zu sehen – eine Kernthese, auf die Fehr weiter unten zurückkommt. Zunächst widmet er sich der Begriffsgeschichte ideologisch stark belasteter Kategorien wie „Nation“, „Volk“ und „Ethnizität“ sowie den damit verbundenen Folgen für die Ansprache von Romanen und Franken im entstehenden Merowingerreich.

Es folgt eine Bestimmung der historischen Sicht auf die Reichsgründungsphase der Merowinger. Als Grundvoraussetzungen für die Betrachtung der eth-

nischen Interpretation im Rahmen der „Reihengräberforschung“ kann Fehr überzeugend formulieren, „dass es weder eine stabile ‚romanische‘ ethnische Identität noch eine ‚germanisch-fränkische Nationalität‘, die in der frühgeschichtlichen Archäologie bei ethnischen Interpretationen zugrunde gelegt werden, jemals gegeben hat“ (S. 173).

Fehr widmet sich nun der Nationalisierung der Frühgeschichtsforschung in einigen Ländern Europas, aber vor allem auch in Deutschland. Kurze Abschnitte sind den Thesen einzelner Vertreter aus dem 19. Jahrhundert gewidmet, an zentraler Stelle die Einordnungen der Lindenschmits zum Gräberfeld von Selzen. Ihre Interpretation von Gräbern als „germanisch“ beruhte erstaunlicherweise zu einem großen Teil auf vollkommen haltlosen anthropologischen „Argumenten“. Darüber hinaus gingen die Argumentationen der Lindenschmits in der Frage der ethnischen Deutung von einem „germanischen Kunstgeschmack“ aus. Einen Höhepunkt der Nationalisierung erreichte die Frühmittelalterforschung mit dem 1. Weltkrieg und der entsprechenden nationalen Stilisierung des Germanen-Romanen-Diskurses auf beiden Seiten der Front. Bedauernd muss konstatiert werden, dass die neutrale Position von Alois Riegl zur Herkunft der „völkerwanderungszeitlichen“ Kunst aus der „romanischen“ aufgrund der nationalistischen Aufladung des Themas in der Kriegszeit weitgehend unrezipiert blieb (280 f.). Es schließt sich eine Analyse der historischen Untermuerung von Seiten der französischen Forschung auf die nationalen Ansprüche Frankreichs auf das linksrheinische Gebiet an. Eine beeindruckende Materialsammlung mit in großen Teilen nicht nur (neu) gewichteten sondern erstmals so publizierten Quellen erschließt die deutschsprachige Frühmittelalterarchäologie nach der Niederlage im 1. Weltkrieg. Treibende Kraft in der Frage der archäologisch bestimmten Vorlage der „germanischen Denkmäler“ in der RGK war der damalige Direktor Friedrich Koepf. Gleichzeitig gewann die Volkstumsforschung an Bedeutung und – als Reaktion auf die französischen Ansprüche auf das Rheingebiet – das „Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande“ in Bonn. Herausragend sind die Forschungen von Hermann Aubin, die allerdings unter dem Dictum standen, dass die „Germanen“ die „Romanen“ beherrscht hätten, also der Eroberungsthese folgten. Ausführlich behandelt Fehr das Werk von Hans Zeiss (S. 332–351 und 463–477), der in den Fragen der ethnischen Deutung vom Gedankengut des Volkstumskampfes beeinflusst war.

Die folgende Zeitspanne bis 1945 ist von der „Westforschung“ dominiert, die vor dem Hintergrund einer Legitimierung der deutschen Expansion nach Westen gesehen werden muss. Ausführlich setzt sich Fehr mit den Deutungen der „Reihengräberfelder“ durch Petri und Kühn auseinander. Die größte Deutlichkeit der in den Dienst der Politik gestellten Wissenschaft erfuhr die Archäologie schlechthin und auch die des Frühmittelalters in der Zeit des Nationalsozialismus. Den Verquickungen der politischen und archäologischen Organisationen und Entscheidungsträger und der Situation in Belgien geht Fehr in

einem folgenden Hauptabschnitt nach (S. 404–514). Mit Erstaunen nimmt man dann die Neuorganisation der Volkstumsforschung nach dem Krieg zur Kenntnis und den jetzt erst ausufernden Streit um den gallo-römischen bzw. germanischen Charakter der nordfranzösischen Reihengräberfelder. In den Wurzeln der Westforschung sieht Fehr nun den entscheidenden Aufsatz „Zur Entstehung der Reihengräberzivilisation“ von Joachim Werner aus dem Jahr 1950, der ein halbes Jahrhundert lang keinem Studenten der Vor- und Frühgeschichte in Deutschland unbekannt geblieben sein dürfte. Entscheidende Kriterien zur Scheidung des germanischen und romanischen seien demnach Waffenbeigabe und die Fibeln in Gräbern. Die als „germanisch“ angesehene Waffenbeigabe kann aus den Quellen nicht als solche erwiesen werden und ein von Werner behauptetes germanisches Vorrecht iulianischer Zeit, Waffen zu tragen und sich mit ihnen beisetzen zu lassen, erweist sich als unbelegt (S. 524) – letztlich ein Kernproblem am Beginn aller von deutscher Seite vorgebrachten Interpretationsmodelle der Folgezeit. Den Waffen in den Männergräbern als „nationales Indizium“ entsprachen nach Werner Fibelpaare der Frauengräber als „Indiz für das germanische Volkstum“. Das Gemeingermanische wurde abgeleitet aus den links- wie rechtsrheinisch vorhandenen Kerbschnittbronzen sowie Tutulus- und Armbrustfibeln. Während man in der deutschen Vorgeschichtsforschung in der Folge überwiegend um den Charakter der in den Reihengräbern „erkannten“ Germanen im Rahmen der „LFG-Diskussion“ stritt, wurden die Thesen der germanischen Interpretation naturgemäß in Frankreich und Belgien anders interpretiert oder ganz abgelehnt. Vor allem die Theorie der fortschreitenden Verschmelzung (*fusion progressive*) von Édouard Salin, die keine so scharfe Trennung zwischen den Grabinventaren kennt, fand in Deutschland merkwürdigerweise kaum Rezipienten. In Hinsicht auf die Waffenbeigabe hing auch Kurt Böhner, ab den späteren 1950er Jahren maßgeblicher Frühmittelalterforscher für den rheinischen Raum, noch dem Modell der mechanischen Gleichsetzung von „nicht traditionell römisch“ als „germanisch“ an. Auch Böhner ignorierte die Kritik an der Deutung von Kleidungsbestandteilen als Ausdruck ethnischer Sitten und folgte der „germanischen Deutung“.

Die folgenden Kapitel referieren die Vorträge der Tagungen zu den Reihengräberfeldern aus den späten 1950er Jahren, wobei Fehr zurecht seiner Verwunderung darüber Ausdruck verleiht, mit welcher Nonchalance sich die Wissenschaftler von deutscher Seite ihre eigenen Annahmen gegenseitig bestätigten ohne kritische Stimmen (aus dem Ausland) zu berücksichtigen. Was Böhner im fränkischen Raum vertrat, das kam Werner für die Alamannia zu, dort jedoch unter dem Oberthema der Kontinuitäts- und Volkstumsdebatte. Fehr referiert dazu die Thesen des „Konstanzer Arbeitskreises“.

Die 1970er Jahre bringen dann eine Verfeinerung der Diskussion um ethnische Zuweisungen. Handel, Absatzkreise und persönliche Mobilität werden zum Thema von Werner und einer Reihe seiner Schüler. Etwas skeptischer beurteilte

Hermann Ament die Aussagemöglichkeiten zur ethnischen Deutung von Grabfunden, ging aber immer noch von dem Axiom aus, dass die „Reihengräberzivilisation“ einen „germanisch bestimmten Formenkreis“ darstellt (S. 611). Auch Horst Wolfgang Böhme folgte im interpretatorischen Teil seiner Arbeit diesen Prämissen. Fehr kritisiert hier vor allem die – kaum verständliche – Annahme Böhmes, dass die spätrömischen Kerbschnittgürtelgarnituren und z. T. sogar Zwiebelknopffibeln, die im spätantiken Militärmilieu ganz allgemein Verwendung fanden, nun auch auf reichsrömischem Gebiet ausgerechnet Kennzeichen für „Germanisches“ sein können, wenn sie in Gräbern auftauchen.

Ein größerer Abschnitt ist der Forschung von Volker Bierbrauer zu den „Akkulturationsprozessen“ gewidmet. Auch diese Theorien sind auf dem römisch-germanischen Dualismus aufgebaut, überdies geht das klassische Akkulturationsmodell von einem Erstkontakt zweier Kulturen aus, die vorher in keiner Verbindung zueinander standen, was in der Spätantike zwischen Germanen und Romanen jedoch nicht der Fall war. Auch der positive Nachweis von Romanen, etwa anhand der reduzierten Beigabensitte oder bestimmter Merkmale in der Bekleidung, wird von Fehr als zweifelhaft abgelehnt, da es paradox sei, „dass sich eine romanische Volkstracht ausgerechnet nach dem Auseinanderbrechen des Römischen Reiches und unter ‚germanischer‘ Herrschaft entwickelt habe – denn in römischer Zeit . . . ist eine ‚römische Tracht‘ unbekannt“ (S. 636).

Fehr referiert nun die Thesen von Edward James und Bailey Young, beide mit grundsätzlicher Kritik an der scharfen Trennung germanischer und romanischer Gräber, und gelangt schließlich zu den entsprechenden Ausführungen von Patrick Périn, die ihrerseits wieder kritisiert werden müssen, z. B. in der Beanspruchung der *tombes des chefs* als belgo- bzw. gallo-fränkisch (S. 659).

Bemerkenswert ist die Ankunft der französischsprachigen Kritik, die bei Frauke Stein zu einer Abstraktion in der Befundbeschreibung führte und aus den germanischen und romanischen Bestattungsweisen die „Totenrituale“ A und B werden ließ. Soziale oder religiöse Ursachen für diese Unterschiede zieht sie jedoch nicht in Betracht, sondern sieht wieder „das . . . Selbstverständnis . . . einer der beiden Bevölkerungsgruppen im Merowingerreich“ darin manifestiert (S. 662 f.). Die unterschiedlichen Positionen der deutschen und der französischen Betrachtungsweise bestehen in Teilen bis heute fort, wie es z. B. in der Frankenausstellung aus Mannheim und Berlin von 1996/97 zu Tage trat.

In einem abschließenden Hauptteil erörtert Fehr nun die Hintergründe, die seiner Meinung nach zur Herausbildung des „Reihengräberhorizontes“ geführt haben. Zunächst regt Fehr globalisierend an, statt der Begriffe „Sitte“ und „Brauch“ in Bezug auf die Bestattung den moderneren Terminus „Ritual“ zu verwenden, welches mehr Raum für eine aktive Stellungnahme der Bestattenden lasse. Dass die gallorömische Gesellschaft am Übergang von Spätantike und Frühmittelalter „transformiert“ wurde, ist seit einigen Jahren Forschungskonsens. Fehr konstatiert mit Böhme, dass es „beiderseits der alten Grenze . . .

seit dem frühen 4. Jahrhundert zu einer engen Symbiose zwischen Germanen und Römern gekommen“ sei (S. 715). Modellhaft ausgedrückt in der in manchen Punkten fragwürdigen Vorstellung der „Grenzgesellschaft“ von Charles Richard Whittaker, der Fehr hier folgt (bes. S. 722–724).

Prunkgräber und der Beginn der Reihengräber fallen zeitlich zusammen, sodass diesen Bestattungsformen gleiche gesellschaftliche Grundlagen zukommen. Anhand verschiedener Quellen verdeutlicht Fehr, dass es im 4./5. Jahrhundert sogar in Rom selbst üblich war, „barbarische Kleidung“ zu tragen. Im Unterschied zu den aufwändigen Prunkgräbern ermöglichten die Reihengräber ein „Konsensritual“ für umfangreiche Teile der romano-germanischen Bevölkerung Galliens (S. 705). Bei den Reihengräberfeldern handelt es sich um eine Neuschöpfung des 5. Jahrhunderts, die in weiten Teilen aus römischen Traditionen entwickelt wurde.

Abschließend diskutiert Fehr nochmals die Definition des „Reihengräberfeldes“. Die Merkmale von Körperbestattung, Orientierung und Inventar sind auch außerhalb des eigentlichen Verbreitungsgebiets der Reihengräberfelder feststellbar. Die Körperbestattung wird als römische Tradition angesehen, die Bestattung mit Blickrichtung zur aufgehenden Sonne ist ein Phänomen, das sich seit Mitte des 5. Jahrhunderts zunehmend in Europa ausbreitet und nicht auf christliche Hintergründe festgelegt ist. Die Herkunft der Waffenbeigabe aus dem germanischen Milieu ist nicht nachzuweisen, auch nicht, wie Mechthild Schulze-Dörrlamm vorschlug, aus dem ostgermanischen „Kulturkreis“. Stattdessen scheint die von Frans Theuws und Monica Alkemade zuletzt vorgeschlagene Alternative, die Waffenbeigabe als Ausdrucksform zur Darstellung von Macht zu betrachten, Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Und schließlich lassen sich auch die Fibeln der Frauenkleidung des 5. Jahrhunderts aus römischen Traditionen herleiten. So bleiben die Reihengräberfelder unspezifisch, was die Fragen zur Ethnizität angehen, befinden sich aber in einem Gebiet, auf dem sich für mehr als 200 Jahre unterschiedliche kulturelle Einflüsse austauschten.

Hubert Fehr spannt in seinem durchaus spannend zu lesenden Werk den großen Bogen zwischen den nationalistischen Tendenzen vor allem des 19. Jahrhunderts, die aus der Distanz betrachtet in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr zum Nachteil jeglicher Objektivität skurrile Blüten getrieben haben, und ihrem fernen Nachwirken bis in die heutige Forschung. Seine Kritik ist vom Grundsatz her berechtigt und mittels einer gewaltigen Materialbasis im vorliegenden Buch breit belegt, wenn auch manche Person – vielleicht, weil sie den Freiburger Forschern zu nahe stand – keine Erwähnung gefunden hat. Fehrs Ausführungen sollten in Zukunft zur Vorsicht mahnen, wenn es um ethnische Interpretationen in allen altertumskundlichen Sparten geht. Genau wie in anderen Zweigen der Frühmittelalterforschung, etwa bei der Bestimmung „christlicher“ Inhalte im archäologischen Fund und Befund, ist es allerdings bereits in den letzten Jahren – zumindest bei Teilen der Forschung – zu erfreu-

licher terminologischer Zurückhaltung gekommen. Dazu trägt das Aufzeigen von Traditionen der Argumentationsstränge in Fragen der ethnischen Interpretation bei.

In Hinsicht auf die Beurteilung der konkreten Deutung von rechts- und linksrheinischen kulturellen Merkmalen an der Schnittstelle zwischen Spätantike und Frühmittelalter im Rahmen der postulierten „Grenzkultur“ ist noch Forschungsbedarf gegeben. Hier muss von den Vertretern solcher Modelle, vor allem aus der britischen Forschung, wiederum erhebliche Arbeit auf dem Gebiet der Materialkenntnis eingefordert werden. Nicht alle Erscheinungen in einer „Zone“ der „Transformation“ lassen sich einem Modell unterordnen. Im Übergangsbereich „germanischer“ und „romanischer“ Einflusssphären des 4./5. Jahrhunderts muss es zahlreiche kleinräumige Erscheinungen gegeben haben, die auch nur entsprechend bewertet werden können. Diejenigen Forscher, die Fehr jetzt vorwerfen werden, er habe zu viel „Germanisches“ über Bord geworfen, müssen – nach dieser entscheidenden Öffnung für die deutsche Frühgeschichtsforschung – eigene Modelle entwickeln. Man wird nach anderen archäologischen Spuren vor „germanischem“ Hintergrund suchen, und diese vorsichtig bewerten müssen, denn niemand – auch Fehr nicht – stellt in Abrede, dass es diese gegeben hat. In der Bündelung verschiedener Argumente wird im Einzelfall zu entscheiden sein, ob es sinnvoll ist, Gräber diesen Kategorien zu unterwerfen. Dazu können neben bestimmten Gefäßen auch Waffen gehören, wie etwa Wurfäxte etc., nicht jedoch die Waffenbeigabe schlechthin.

Insgesamt ist das Buch gespickt mit Anregungen und lädt zu weiterer Diskussion und Bearbeitung der aufbereiteten Themenfelder ein. Für die archäologische Forschung insgesamt ergibt sich einmal mehr die Verpflichtung darauf zu achten, möglichst nur „objektiv“ Feststellbares in die Befundanalyse einzubeziehen, axiomatische Annahmen zu vermeiden bzw. zu überprüfen, trotz Ausbildung von „Schulen“ die Kritikfähigkeit zu erhalten und immer gewahrt zu bleiben, dass Forschung – auch die eigene – immer im Rahmen der jeweiligen Zeitgeschichte stattfindet.

Sebastian Ristow, Köln
sristow@uni-koeln.de